

STEFAN GEORGES TEMPELGLOCKEN.

Sechshundert große Oktavseiten hindurch werden in der Schrift „Stefan George und die Blätter für die Kunst“ von Friedrich Wolters (Georg Bondi Verlag, Berlin) das, was man als die großen Glocken des George-Kreises nennt, gezogen und die Rauchfässer geschwungen und dann behauptet, hiermit sei nun deutsche Geistesgeschichte seit 1890 geschrieben worden. Gleich zu sagen, die etlichen fünfzig großen Gedichte Georges lassen sich durch die Buchanstrengung, den Kreis damit zu legitimieren nicht nur, sondern zu historischer Bedeutung zu bringen, nicht unterkriegen. Und die kritische Stimme Rudolf Borchardts nicht, der in zwanzig Seiten zu und über Georges Bedeutung mehr gesagt hat als vielen tausend Seiten der Wolters et ceteri nicht gelingen kann, weil sie sich da ein Amt arrogieren, für das sie sich nicht auszuweisen vermögen. Sieg, Sieg auf der ganzen Linie! verkündet Wolters, und läßt den ganz makartisch ausschauenden Festzug defilieren, mit ausgeliehenen Altarfahnen der Kirche (oder altgekauften) und ebensolchen eines ausverkauften Königtumes, für dessen letzten Repräsentanten dieser bedauernswerte Narr Ludwig II. proklamiert wird, der „in seinen einsamen Schloßbauten, fast so einsam und zeitfremd wie im Unterreich des Algabal, vergeblich noch den letzten Prunkraum, das Palatium Majestatis, zu schaffen suchte, um überhaupt leben zu können.“ Ja, mit diesem Bruch und Schuttwerk der Königsschlösser gräßlichen Gedenkens ist der Tempelbau des George-Kreises identisch. Wie mit den marmornen Stelen, die Wagner, Böcklin, Klinger und Maximin errichtet sind. Eine Episode sei erwähnt, das erste Treffen Georges mit Hofmannsthal: „einem Jüngling, scheinbar von gleichem glühenden Trieb wie George beseelt.“ Trotz der fallen gelassenen strengen Handhabung jenes Paragraphen wird Wolters hier nicht so deutlich, wie man es aus Anstand werden müßte, wenn man die folgenden Sätze anschließt: „Doch George mußte bald erfahren, daß es Menschen gäbe, für welche das klare Wissen um das Höchste und Nötigste nicht auch die Norm ihres Handelns sei, daß man in Wien mit großem Ernste von Dingen sprechen und sie mit ebenso großem Leichtsinn bald darauf verleugnen, verlieren und verraten könne. George glaubte, jeden Bund des Vertrauens mit Hofmannsthal schließen zu können. Als H. sich diesem Glauben sogleich versagte . . . als er sich ohne verdeutlichende Erklärung geschickt dem liebenden Zugriff des Freundes entzog und dann brüsk die Freundschaft zerriß, bereitete dies George die erste furchtbare Enttäuschung.“ Und so noch weiter sentimental-pathetisch-dichterisch tuendes Abrakadabra um das simple Faktum, daß der eben nicht invertierte Hofmannsthal „sich dem liebenden Zugriff des Freundes entzog.“ Papa Hofmannsthal drohte dem das Haus und den Sohn belagernden George mit der Polizei. Aus dieser Episode und aus der Art, wie Wolters dem Gebote des Tempels folgend das Faktum vernebelt und aus einem Dichter so etwas wie ein Literatur-Lümpchen macht, erklärt sich das ganze System des Georgeschen „dritten Reiches“. Ich habe gar nichts gegen die Homosexualität und „Männerbünde“. Aber dagegen, mir und der Welt diese Dinge als das Leben in spiritu sancto einreden zu lassen, ja nicht einmal als Schutzmittel gegen einen Paragraphen. Weil männlich, ja nur menschlich geredet hier nur in der Fistel klänge, werden die ollen Tempelglocken geläutet. Weil menschlich ausgedünstet hier nicht gut röche, werden die längst schal gewordenen Arcana verbrannt. Weil zum Faktum des Georgeschen Gedichtes von anderer Seite längst alles hier zu Sagende endgültig gesagt ist, aber der „Kreis“ dabei elend durchfiel, wird hier vor, nein, nach längst erfolgtem Torschluß noch seitenlang gegaukelt, hieratisch, priesterlich, königlich, erlöserisch unter Vorantragung des, ein anderer Cid, ausgestopften George und seiner in Bronze und Stein verewigten Freunde, die sich seinem Zugriff nicht entzogen. Der ganze verstaubte Kulissenkram dieses geistigen Provinztheaters wird aufgeboten, um den Herrschaften des Kreises die Staffage zu geben, und rote Zündhölzchen werden abgebrannt, damit auf das lemurische Bleich dieser Gesichter eine Farbe zu bringen. Die letzte Anstrengung dieses Wälzers war nötig, um urbi et orbi nicht Georges Bedeutung, aber die Unbedeutung seiner entmannten Gefolgschaft zu zeigen. Nach diesem Buche bleibt nichts mehr zu sagen und zu melden. Es ist eine zweipfündige Grabschrift auf ein Scheingelebtes.

Franz Blei.